

Eine Mainacht.

Erzählung von Anna Ritter.

Irgendwo im Garten blühte der Faulbaum. Aus tausend und aber tausend weißen Blüten stieg süßer Duft, aber die von Feuchtigkeit gesättigte Luft ließ ihn nicht weiter dringen, sie brühte ihn immer wieder nieder und halte ihn zusammen, da er wie eine Wolke über dem Baum hängen blieb, schwül und schwer.

Wie der Wind kam. — Der war draußen, auf freier Höhe, über Felder voll junger Saat geflogen, und wie er nun behutsam, mit eingezogenen Schwingen, zwischen den Bäumen des tiefer gelegenen Gartens hinstrich, nahm er den Duft mit und trug ihn an das einzig erleuchtete Fenster des schweigenden Hauses, das Fenster der Stube, in der Conful Heinrich Kie seinen Todeskampf kämpfte.

Im offenen Fensterahmen stand Inge, die Liebblingstochter des sterbenden Mannes, ein schmalkultriges Mädchen mit seinem klaren Gesicht. Sie öffnete die Lippen ein wenig, als der betäubende Hauch sich an ihr vorüberdrängte, und that einen tiefen, zitternden Athemzug.

Ihre junge Seele war voll Leid. Aber die Heftigkeit des ersten Schmerzes war einer fast wohlthunenden Dämpfung gewichen, Aufregungen und Nachwachen hatten ihre Kräfte erschöpft — wie in halbem Traume versah sie die Pflichten und Handreichungen der Pflege, in die sie sich mit der Schwester theilte. Nur wenn der Kranke zeitweilig aus seiner tiefen Agonie aufschreckte, zerriff auch der Bann, der ihre Sinne wohlthätig verschleierte. Dann strömten ihre Thränen von neuem, und der Schauer vor dem Unbegreiflichen, mit jeder Stunde erbarmungslos näherkommenden Tode.

Der Tod ... Was war das? Wo kam er her? Inges Augen starrten mit schauer Angst in das Dunkel, als stünde da irgendwo zwischen Büschen und Bäumen lauernd eine feindliche Gestalt. Aber es regte sich nichts als das Schweben der Maiennacht, in der tausend Knospen zum Leben erwachten, und ein heimliches Grün sich auf aus jungem Laub und gesegneter Erde.

Friedlich und schön lag die Heimath vor ihr, aus der sie emporgewachsen war, die an ihr gebildet und gemodelt und ihrem Wesen den Stempel aufgedrückt hatte! Ob auch alles jetzt in Dunkelheit gehüllt war — sie sah jeden Weg und Steg des Gartens vor sich, als läge er im hellsten Sonnenlicht; sie sah die hügelig auf und ab steigende Stadt mit ihren Thürmen und das weit sich deh nende Thal, das die Waldberge bläulich umrahmten.

Wie sie das alles liebte! Es war ihre Welt gewesen bis heute, ihre stille, kleine, freudvolle Welt, in der sie gespielt und geträumt hatte, in der ihr die Liebe begegnet war. Eine zärtliche Weichheit lag über Inge. Sie dachte daran, wie sie vor kaum einer Woche mit Hans Degenhardt an dem Pfortenstande gestanden hatte, das zur Nachbarvilla hinüberführte. Zum erstenmal hatte er ihr bis dorthin das Geleit gegeben, und seine Augen waren ernst geworden, als er nach ihrem schönen Vaterhaus deutete und sie fragte, ob sie die Heimath wohl lassen könnte, um der Liebe willen. Damals hatte sie ein strahlendes Lächeln für ihn gehabt — sie wußte ja, er wollte ihr die Heimath nicht nehmen, nur schäner, reicher sollte sie werden durch ihn.

Und nun forberte der Tod das Opfer, das sie dem Geliebten nicht hätte zu bringen brauchen. Der Heimathboden wollte unter ihren Füßen ...

„Helene“, rief sie leise und griff mit der Hand zurück, um die Schwester, die launlos näher schritt, zu sich heranzuziehen.

Eng umschlungen standen sie nebeneinander, die siebzehnjährige Inge, die sich vor dem Alleinsein fürchtete wie ein Kind im Dunkeln, und das nur um wenige Jahre ältere Weib, dem die Einsamkeit tödlich schien, weil es ein freudlose Gemeinschaft geworden war.

Keine brach das Schweigen. — Sie sahen in den Garten, der in seiner Heimlichkeit wie ein Märchen war, und sahen auf den Himmel, an dem das Licht mit der Finsterniß kämpfte. — In die Wolkenmassen war Bewegung gekommen. Sie thürmten sich auf und drängten gegeneinander, sie stürmten vor und wichen wieder zurück; kleine, flatternde Freges lösten sich von ihnen, und endlich war alles in wilder Flucht vor dem Mond, der wie ein Heiß aus dem moogenden Kampfe trat und leuchtend und siegend den Schild erhob.

„Wie ist das schön!“ sagte das Mädchen hingerissen. „Wie ist das wunderschön! — Mir ist, als müßte das einen besser machen, als könnte man in solcher Nacht nur gute und reine Gedanken haben.“ Und sie sah zur Schwester auf mit Augen, die ganz voll Andacht waren.

Helene lachte ein leises, — böses Lachen. „Solche Nächte dürft's gar nicht geben, du! Die sind wie Gift. Allen Willen und alle Kraft schlängen sie ein, und das Blut singt einem in den Adern, und die Luft ist wie ein Bad, in dem Rosenblätter schwimmen ... Man wirft sich hinein, und

am Morgen wird man gewahrt, daß man im Schmutz gelegen hat, in lauter Schmutz und Schlamm ...“

Sie brach ab und sah erschreckt in Inges weißgewordenes Gesicht. „O du Liebes“, flüsterte sie reuig und strich mit sachten Händen wieder und wieder über ihr dunkles Haar. „Nun hab ich dir etwas Schönes verborgen! Aber hör nicht auf mich, Inge, ich weiß ja selbst nicht, was ich rede. All diese Aufregungen, siehst du, dies Auf und Nieder von Hoffnung und Sorge, das macht einen müde ...“

Vom Bette des Kranken her kam ein Stöhnen. Inge stand schon neben ihm und beugte sich über das Antlitz, dem der pfleglos wachsende Bart ein ungewohntes, verwildertes Aussehen gab.

„Vater, lieber Vater ...“ sagte sie, und nach einer Weile, da das Stöhnen anhielt, noch einmal, inbrünstig: „Vater!“

„Er hört dich nicht“, rief Helene weich. „Er hat kein Bewußtsein mehr, weder von sich, noch von uns! Und es ist ja gut so. Wir wissen dann doch, daß er nicht leidet!“

Das Mädchen schüttelte zweifelnd, ungetröstet den Kopf. „Wir wissen es nicht, Helene! Und wenn's die Ärzte zehnmal versichern. Ich kenne sein Gesicht — es quält ihn etwas. Ganz gewiß, es quält ihn etwas.“ Und sie konnte die Augen nicht losreißen von dem Gesicht, unter dessen geschlossenen Lidern es ruhelos zuckte. — Wie hätte sie auch nur einen Augenblick lang an anderes denken können als an dies schwere Sterben! Bin ich denn so lieblos? fragte sie sich zornig, so oberflächlich und unbandbar, daß ich auch nur einen einzigen Gedanken an mich selbst verschöndere, während hier ... schluchzend triete sie nieder und brühte den Kopf in die Decke, die über den Sterbenden gebreitet war.

Helene hatte sich nun in den Sessel gesetzt, in dem sie nun schon die zweite Nacht wachte hielt. Auch ihr Blick hing an dem Vater, aber es war ein selbstsam unruhiger, wechselvoller Ausdruck darin. Erschütterung und lang niedergehaltene Kindesliebe rangen mit dem Broll, der seit Jahren zwischen ihr und dem Vater stand. Sie beneidete die Schwester fast um den reinen, rückhaltlosen Schmerz, um die Thränen, die so heiß über die jungen Wangen strömten. Der Abschied, der jetzt an Inge herantrat, den glaubte sie selbst lang hinter sich zu haben. Damals, als die Hände, die jetzt so ziellos über die Decke glitten, sie gezwungen hatten, einen verhassten Weg zu gehen, da hatte sie sich innerlich vom Vater geschieden! Nun war er ihr lange fremd. Wohl hatte in diesen letzten Jahren wieder und wieder die Reue an ihr Herz geklopft, und die Erkenntniß der eigenen Schuld hatte das Haupt erköpft und sie gemahnt: hast nicht du es zwingen wollen, was du den anderen zum Vorwurf machst? Aber der Glühschmerz in ihr, der sich aufbäumte gegen die targe Kost der Pflicht, das Joch, an dem sie sich wunden rief in täglicher, freudloser Arbeit, ließen jenen leisen Stimmen der Gerechtigkeit nicht Raum. Bis jetzt, da sie den Vater, den sie als einen starken, Energievollen gekannt, als hilflosen Kranken wieder sah! Der Anblick seiner Schwäche entwarfne, erschütterte sie. All die sanften Instanzen des Weibes wurden mächtig in ihr, das mütterliche Erbarmen, das die Frau Noth und Krankheit gegenüber empfindet, zog sie unabweislich zum Vater hin, machte ihre Hände weich, ihre Stimme innig und warm — Inge selbst hätte den geliebten Kranken nicht ausopfernder pflegen können, als sie es that.

Und doch war's Helene angeht, der schon vom Tod gezeichneten Züge, als wiese eine strenge Hand sie fort, als hätte sie selbst sich des Rechtes begeben, neben Inge zu stehen in dieser Stunde, in die nur heilige Liebe hineinschauen dürfte! Ihr Schmerz war nicht rein, nicht frei von eigensüchtigen Gedanken! Immer wieder mißte sie sich anderes hinein. Sie litt um sich selbst, um ihre betrogene, geknechtete Jugend ...

Helene fuhr aus ihrem ruhlosen Grübeln empor, und auch Inge hob lausend den Kopf. — Durch den Garten hallte ein dumpfes, klagendes Geheul ...

„Der Hund“, sagte das Mädchen erschüttert. „O Helene, er fühlt, daß sein Herr sterben muß.“ Und von neuem aufwendend, schlug sie die Hände vor's Gesicht.

„Arme, kleine Inge.“ Helene suchte nach Trostworten und gestand sich voll Bitterkeit, daß es der Worte nicht bedürfen würde, wenn ihr Herz mit dem der Schwester den gleichen Schlag schlug in dieser schmerzlichen Stunde. — Dann fiel ihr etwas Glückliches, Wohlthunendes ein.

„Hast du heute schon einmal an ihn“ gedacht, Liebes?“

Einen Augenblick schien es, als wollte in Inges verweinten Augen und auf dem zuckenden Mund ein Lächeln erwachen, ein Lächeln verschämten Glücks. Aber sie wehrte es heftig ab.

„Ich will jetzt nicht an ihn denken, nicht an ihn und nicht an mich! Wie kannst du mich nur daran erinnern, Helene! Jetzt, wo Vater ...“ O Helene, hast du ihn denn nicht lieb?“

„Nein ...“ sagte das junge Weib

rauh, während ihr Herz qualvoll da- rauf, während ihr Herz qualvoll da- rauf schrie. Und das Wort, das doch leise gesprochen war, klang hart und laut durch das Zimmer, in dem das große Schweigen sich schon ausbreiten wollte. — Es war, als wüßten die Wände den Klang unwillig zurück, als wüßte er in den Ecken ein viel- fältiges zürnendes Echo auf, daß es dröhnend den müden Mann aus seiner Ruhe aufstörte. Er fing an zu mur- meln, halbsie, sinnlose Worte, die tei- ner verstand.

„Komm“, sagte Helene zitternd, als er in seine Vethargie zurückgefunten war; und sie zog die willenslose Inge mit sich fort. „Komm an's Fenster. Ich will dir sagen, was Vater mir angethan hat. Vielleicht verstehst du mich dann ...“

Und während draußen die Nacht immer verdärkter ward und das silberne Licht wie ein Frühlingsschneeglocke von Wipfel zu Wipfel glitt, brach aus einem verstörtem und verblühten Her- zen ein Stottern wider Klage hervor.

„So eine Mainacht wie diese war's, und ich war nicht älter als du, als ich mich mit Richard verlobte“, sagte Helene tonlos. „Er hatte schon den ganzen Winter um mich geworben, mich bei jeder Gelegenheit mit Rosen, Süßigkeiten und verbliebenen Schmuck- stücken überschüttet. Das machte mir Spaß. — Wenn ich mit ihm genedt wurde, lachte ich — wie so ein junges, dummes, eitles Ding eben lacht, wenn's seine Macht spürt. Eigentlich muß ich von ihm weiter nichts, als daß er den besten Walzer tanzte, schön gemacht war und tabellofes Schuh- werk trug! Was man so auf Wällen und beim Theaterspielen eben vonein- ander merkt und sieht. — Da gaben wir's, sie suchte mit den Augen das Thürmchen einer Villa, das in gerin- ger Entfernung schlank und weiß hinter den Baumgruppen aufstieg, „Ihr sogenanntes „Frühlingsschloß“. Die Stimmung war von Anfang an über- mütig. Es war viel junges Volk da — die Sechshundsechziger verkehrten vollzählig bei Freese's — und es wurde flott getanzt. Und zwischen den Tänzen ließen wir — erhöht und trunken vor lauter Lust — hinaus in den Garten. Da blühte alles. In der Niederlaube, du kennst sie ja, schlug die obligate Radtigall, und über dem Rasen lag das Mondlicht. Ganz unirdisch sah das aus — gerade wie heut, sieh dir's nur an ...“

Inge hatte den Kopf an die Schulter der Schwester gepreßt. „Sie wehrte sich nicht mehr gegen die holden tröst- lichen Gedanken, die ihre wunde Seele einlullten. Ihr Ohr lauschte der Erz- ählung einer fremden Brautzeit, ihr Herz träumte halb unbewußt den eigen- en Liebestraum; sie spürte noch ein- mal das Zittern vor der Entscheidung und jene bange, fast schmerzvolle Glückseligkeit der schrankenlosen Hin- gebung, die nur das Weib empfindet.

„Da kam es, Helene?“

„Ja, da kam es“, fuhr die leise spöttische Stimme fort. „Der Mond ist ein arger Kuppler, Kind, der hat schon manches zusammengeführt, was sich ewig hätte fernbleiben sollen. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn's damals zufällig geregnet hätte oder lichtlos und frostig gewesen wäre! flüsterte sie in unaussprechlichem Hohn. „Aber der Mond schien, so hell er nur konnte. Und die Sporen flirrten so ritterlich an den eleganten Lackschuhen, und der ganze Mann, wie er so neben mir ging in dem weißen Glanz, kam mir verwandelt vor und über sich erhob. Sogar seine Stimme klang anders als sonst. Als käme sie aus weiter Ferne. Als wäre sie eine Antwort auf meine Sehnsucht, eine Erfüllung all des Unverständnen, Sehnen, das ich unter dem weißen Tüllschleierchen mit herumtrug ... Ach Gott, Inge: wenn irgend ein an- derer neben mir gestanden hätte in der Stunde — ich hätte ihn auch geküßt! Ich hätte mir jeden verklärt! Daß der Mann zufällig Richard hieß und Oberleutnant mit Verwundung war und meinen Ruf als einen Wechsel auf die Zukunft nahm — daran hab ich wahr- haftig nicht gedacht.“

„Helene“, sagte Inge ganz fassungs- los und rüttelte die starre Gestalt, „du mußt ihn doch wenigstens im Anfang geliebt haben?“

„Mag sein, Kind. Ich weiß es nicht mehr.“

„Aber du hast doch um ihn ge- kämpft! Du hast doch sterben wol- len, wenn du ihn nicht bekämst — Großmutter hat's mir mal erzählt, als ich mich wunderte, daß gerade ihr beide euch gefunden hättet.“

Helene hob der Schwester das Rinn- sachd in die Höhe und sah ihr mit spöttisch funkelndem Blick in's Auge.

„Hast du als Kind mal etwas ver- sagt bekommen, Schatz? Und weißt du noch, wie es dann im Preise hieß? Daß ich mich an diese sogenannte „Liebe“ klammerte, war Trost, Inge! Einfacher, kindlicher Trost! Vater wollte nichts von der Verlobung wis- sen. Nicht, daß ihm Richard persön- lich unangenehm gewesen wäre — du weißt ja, wie hoch er ihn stellt um sei- ner Tüchtigkeit und Sparsamkeit wil- len — aber er ahnte wohl, daß Wel- ten zwischen uns lagen, daß meine Seele noch gar nicht aufgewacht war. Und er wollte mich nicht blind in mein eigenes Glenb rennen lassen ...“

Inge griff sich nach ihrer Hand. Wieder drang das Winkeln des Hundes durch die Nacht, unheimlicher als vor- her. Die Schwestern hörten, wie er die Hüfte umkreiste, wie er verzweifelt

an der Kette riß und gerrie und, sich dann rückwärts wieder niederdrückte und still ward.

„Ich hab's damals durchgesehen!“ fuhr Helene fort. „Als erste von all meinen Freundinnen verlobt zu sein, und zwar mit einem „Oberleutnant“, der nicht allzu weit vom „Haupt- mann“ stand — das war schon etliche Thränen und Scenen werth! Uebrigens: solange ich um ihn kämpfte, so lange glaube ich auch, ihn zu lieben! Und die romantischen Heimlichkeiten, die verflochten Zeichen und angstvoll flüchtigen Stellchens — all das hatte keinen Reiz für mich! Erst als ich ihn mir glücklich erobert hatte, als das „goldene Ringlein“ fest am Fin- ger saß, da kam das Erwachen ...“

Ein Schauer lief über sie hin, als fröre sie, und ihre Stimme wurde fast unhörbar vor Scham. Dennoch sprach sie weiter, als wäre es eine Wohlthat, die stumm getragene Last einmal her- unterzulegen vom Herzen.

„O diese Tage damals — diese ent- setzlichen, angstvollen Tage! Geflohen bin ich vor seiner Stimme und habe die Thür hinter mir zugeriegelt, wenn ich ihn kommen sah! Daß er mich küßten durfte, war mir wie ein Schimpf — ich begriff es nicht, daß der fremde Mann ein Recht auf mich haben sollte ... Und die Hochzeit rückte immer näher ...“

„O Helene, warum hattest du kein Vertrauen?“ rief Inge ganz außer sich, die Schwester mit beiden Armen umschlingend. „Warum bist du nicht zum Vater gegangen und hast ihm deine Noth gesagt! Er hätte dir doch geholfen!“

„So? Meinst du?“ fragte die an- dere höhnlich und stieß die zärtlichen Arme zurück. „Auf den Knien habe ich vor ihm gelegen an dem Tag, an dem ich getraut werden sollte! Nichts habe ich verschwiegen und nichts be- mäntelt — nur immer gebettelt und gestöhnt: Vater hilf mir! Laß mich nicht so elend werden, ich bin ja noch so jung ...“

„Und er, Helene?“ Inges Stimme klang leise vor Erregung. „Ihr war, als grübe sich in des Vaters geliebtes Bild ein fremder, entstellender Zug.“

„Er?“ perffirte Helene, und die feine Falte zwischen den Braunen, die ihr junges Gesicht oft so finster er- scheinen ließ, verziehte sich. „Er hat gesagt, sein Name wäre ihm zu gut, um durch den Mund der Leute ge- schleht zu werden! Was ich mir ein- gebrocht, müßte ich aussessen — einer- lei, ob's gut schmeckte oder nicht. — Da bin ich aufgestanden und an ihm vorübergegangen wie eine Fremde. Ich habe mich zum Standesamt feh- ren lassen und habe zum erstenmal den Namen des Vaters als etwas Abge- thanes unter meinen Frauennamen gesetzt — und wußte nicht, welcher mehr Schmerz und Schmach für mich bedeutet hat: der neue oder der alte! Und ein paar Stunden später habe ich in Brautkleid und Schleier vor dem Altar gestanden und die große Lüge mit angebrocht, daß „Gott“ uns zusam- mengefügt hätte ...“

Helene schweig. Die Erregung, in die die Gewalt der anlagenden Erin- nerungen sie hineingerissen hatte, wich einer tiefen Tröstlosigkeit. Die er- loschen waren die Augen, die eben noch in Zorn und Empörung geleuchtet hatten.

Ein heißes Mitleid mit der Schwe- ster ergriff Inge und eine Ahnung der geheimnißvollen Mächte, die freundlich oder feindlich in jedem thätig sind, ihn verdrängen in Schuld und Sünde und unzerstörbare Knoten schürzen aus feinstem Gespinnst.

„Helene“, sagte sie beschwörend mit ihrer warmen jungen Stimme, „ich weiß nicht, was Vaters Leben einst zerstört hat — wir waren ja Kinder, als Mutter von uns ging — aber ich weiß, daß er unfähig gelitten haben muß, um so hart gegen das eigene Kind zu werden.“

„Gibt eigener Schmerz uns ein Recht, Unschuldige leiden zu lassen?“ fragte die Aeltere heftig dagegen. „Und ich war unschuldig, denn ich wußte nicht, was ich that! — Gott im Himmel, was weiß man denn mit siebzehn Jahren vom Leben! Vater mußte fest bleiben, als ich mein Un- glück von ihm verlangte! Er mußte mich gegen mich selber schützen!“

„Wir beide dürfen nicht Richter sein, Helene ...“

Der Kranke ward wieder unruhig- er. Er war das Haupt in den Rip- pen hin und her, und die Lippen, die brüchig waren von der Fiebergluth, öffneten sich lechzend. Behutsam ver- suchte Helene, ihm ein paar Tropfen Wasser einzufüllen; aber sie rannen an den Mundwinkeln nieder — er schluckte sie nicht. Da tauchte sie ein Tuch in's Wasser und nekte leise den armen Mund.

Es schien ihm wohlthun. — Gleich einem Ausruhen ging es über die durchsüßten Züge und nahm ihnen den Ausdruck qualvoller Span- nung. So lag er ganz still, in dem die Schwestern kaum zu athmen wagten. Und plötzlich thaten diese Augen, die seit Tagen an nichts Irdischem mehr gehaftet hatten, sich groß auf und richteten ihren ruhelosen Blick auf Helene's überwachtes Gesicht.

Ist das rückfluthendes Leben — ist es das Aufklaren vor dem Er- lösen? Dachte sie zitternd, während sie unter dem Bann dieses Anschauens in die Knie sank, halb ohnmächtig vor seelischer und körperlicher Erschöpfung. Und ihr war, als dränge der leuch-

tende Blick durch all die künstlich se- gehaltenen Schleier der Selbsttäu- schung und des Troges bis in ihr Innerstes, um die Kindesliebe zu be- freien, die jahrelang dort gefesselt war.

Stoßend erst und dann in hastigen Flüßerlauten, als bräche ein lang auf- gesammelter Quell jäh hervor, sprach sie dicht am Ohr des Kranken, dessen Augen sich wieder geschlossen hatten, so wie sie nie mehr zu ihm gesprochen seit ihrem Hochzeitstag ...

Dann hob Inge die Zusammenge- funtete auf, und sie setzten sich, eng aneinander geschmiegt, zum Fußende des Bettes, ein jedes in seine Geban- den verankert.

„Gottlieb ...“

Wie ein Hauch, und doch klar und deutlich, strich das Wort über die Lip- pen des Sterbenden.

Die Schwestern sahen einander an, staunend, ob sie auch recht gehört, ob diese seltsame Nacht ihren überreizten Nerven nichts vorgekaut.

Denn der Name der Mutter war todt gewesen auf des Vaters Gebot, seit langen Jahren durfte ihn Nie- mand nennen. Und nun gewann er auf einmal wieder Leben und Gehalt! Er stand zu Häupten des Bettes und sah aus dunklen Frauenaugen still auf das abgekehrte Gesicht, er schritt durch die Stuben und zögerte an der Stelle, wo einst die Kinderbetten der Schwestern gestanden hatten, er glitt treppauf, treppab in dem Hause, in dem er einst gehercht.

Hörte der Konful in Wahrheit die lang verschollenen Schritte? Ein Lauschen schien über ihn gekommen, er lag und rührte sich nicht, nur der Athem ging mühsam und schwer durch die geöffneten Lippen.

Sie küßten es beide, die Hand in Hand seinen Schlämmer bewachten: die Vergangenheit war bei ihm in sei- ner letzten Stunde. Nicht die Ver- gangenheit, deren Erinnerung ihn vor der Zeit alt gemacht, mit der er ge- züht und gehadert hatte, sondern die, in der er jung und glühdig gewesen war! Ein heller Schein ging über sein Gesicht — ergriffen ahnten die Frauen, für die der Name der Mutter nur etwas Blutloses, Schattenhaftes heraufbeschwor, welche Macht er für den Vater bedeutet hatte, und daß er, den sie so ganz zu kennen gemeint, an ihrer Seite ein heimliches Leben für sich gelebt! Ein Leben voll Liebe und Schmerz und Verzweiflung, an dem sie keinen Theil gehabt.

„Einmal habe ich ihn meinen sehn“, sagte Inge leise, aus solchen Gedanken heraus. „Einmal, an ei- nem wunderhübschen Frühlingstag.“

Helene antwortete nicht. Wie der Blick mit jähler Klarheit eine dun- kle Landschaft erblickt, so sah sie in der Erkenntniß dieser Stunde des Vaters Füßeln und Denken vor sich. Sie wußte jetzt, wie furchtbar der stolze Mann darunter gelitten haben mußte, den großen Schmerz seines Lebens nicht heimlich tragen zu dürfen, son- dern ihn von der Reugier und Sen- sationslust der anderen betastet zu sehen! Sie begriff, daß er es nicht ertragen hatte, den kaum zur Ruhe gekommenen durch ihre kindliche Thorheit noch einmal herporzerrten zu lassen, daß er hart mal bleiben müs- sen aus Selbstachtung! Und sie wußte, daß sie nun, da der Tod ihr die Thür zu der oft so heiß ersehnten Freiheit öffnete, nicht mehr den Muth haben würde, die Schwelle zu über- schreiten. Nein, nein — sie zeigte nicht auf die Wunde, die der Arme dort schmerzhaft mit beiden Händen zuge- deckt! Ruhe sollte er haben. Tiefe Ruhe!

Und Helene beugte sich und küßte die Hand, die keinen Ring mehr trug, und küßte das Herz, das doch die Treue gehalten. — Löschte so leise aus, was uns mit seinen Stürmen ängstigte und schreckte? War dies der Schlaf alles Sehns und Bangens? Die Schauer der großen Einsamkeit rührten sie an. Sie sah die Leere gähnen, die jeden umlauert. Und das Meer von Leid, in dem die Thrä- nen des einzelnen nur Tropfen sind ... Ihre eigene Noth ward klein, an der der anderen gemessen —

In den Bäumen draußen hob ein Rauschen an — der Tag wollte kom- men. Graue Dämmerung war dem Mondglanz gefolgt, zitternd und frö- stelnd standen die Büsche beifammen, und über den Rasenplätzen wogte ein weißlicher Dunst.

Inge trug das Licht zum Fenster und löschte es dort, damit sein Schwei- len den Kranken nicht störe. Da schlug ihr die Morgenluft herb entgegen, und der Thau hing ihr Regen in's Haar. — Die Farben des Gar- tens wachten mächtig auf, die Tulpen gungelten wie Flammen von den Beet- en, und der Kies der Einfahrt fing zu glitzern an.

Das Mädchen bog sich plötzlich weit über die Brüstung: im Nebel stand etwas Drohendes, Ragenbes, das ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ. ... Nur einen Herzschlag lang hatte der Spul gedauert — sie fuhr mit der Hand über die Augen, da wollte der Nebel wie vordem hin und her.

Aber vom Hause her raste in gro- ßen, federnden Sprüngen der Hund; die zerrißene Kette schleifte hinter ihm drein und stürzte gegen die Einstu- fen der Treppe.

„Pu“, rief Inge zärtlich. „Pu“,

mein altes, treues Thier! Hast du dich frei gemacht? Wolltest du zu uns kommen, mein Alter?“ Und sie nickte ihm zu, wie er sich niederlegte und aus großen, schwimmenden Augen zu dem Fenster aufschaute, hinter dem er seinen Herrn wachte.

Langsam ging die Zeit. — Sie strich mit dem Finger über die Wollenränder, da wurden sie golden — sie strich über das Antlitz des mü- den Mannes, da wurde es seltsam feierlich. Sie wedte draußen tausend zwitschernde Stimmen und löschte drinnen die eine Stimme aus. —

Von der großen Stille erwachten die Schwestern, die ein kurzer Traum der Wirklichkeit entriecht hatte. Angst- voll traten sie wieder an das Lager, von dem kein Röcheln mehr kam. —

„Vater!“ schrie Inge auf. Und sie neigte ihr blühendes Gesicht tief über das weiße, feierliche ...

Da spürte sie die Kälte, die tren- nend von ihm ausging, und sah das Lächeln auf seinem Mund.

Der hier lag, gehörte ihnen nicht mehr. Es war ein anderer als der, den sie gekannt! Der Tod hatte aus ihm herorgeholt, was das Leben so ängstlich gehütet hatte: all seine Sehnsucht und seine Hoffnung, all seine Kämpfe und seine Siege. Sie woben eine Glorie um seine Stirn, vor der das Weinen seiner Kinder ver- stummte. —

Ein Urtheil über die früheren Be- wohner Berlins.

Daß die Berliner viel besser sind, als ihr Ruf, wird wohl allgemein zugegeben. Das Schicksal, ungerecht zu sein, scheint sie übrigens von jeher gehabt zu haben. So schrieb z. B. am 20. October 1505 der gelehrte Herr Johannes Triltsch, Abt des Klosters St. Martin zu Sponheim, welcher zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhun- derts lebte und wirkte — er starb 1516 — und ein vertrauter Freund des Kurfürsten Joachim von Bran- denburg war, folgendes Urtheil über die damaligen Bewohner Berlin- Gollns nieder: „Die Einwohner von Berlin sind gut, aber zu rauh und ungelehrt, sie lieben mehr die Schmau- sereien und den Trunk, als die Wis- senschaften. Selten findet man einen Mann, der die Bücher liebt, sondern aus Mangel der Erziehung und der Lebensart ziehen sie die Gesellschaf- ten, den Nüßiggang und die Bolale vor. Indessen gefällt mir ihre Fröm- migkeit und Religion, in der sie an- dächtigt und eifrig sind. Sie gehen fleißig in die Kirche, feiern die Feste der Heiligen mit Ehrfurcht, halten die Fasten streng und sind in der Reli- gion um so viel eifriger, da bekannt ist, daß sie unter allen Völkern die letzten gewesen, die den christlichen Glauben angenommen haben. Die Ausschweifung im Trinken wird von ihnen nicht für ein Verbrechen gehalten, doch gibt es auch viele, die sich dessen enthalten, und nur die Einwanderer aus Franken und Schwaben, wie ich oft bemerkt habe, sind mehr dem Trunke ergeben, als die Landesein- wohner.“

Das Riebigiersuchen in Nord- deutschland.

Wenn der Frühling ins Land zieht, dann finden sich in Norddeutschland auf sumpfig-feuchten Wiesen und tief- gelegenen Aedern die ersten kostbaren „Aehren“ Gaben des Lenzes: die Rie- bigeier, die der Großstädter nur in den mit Sägespänen gefüllten Kisten der geschmackvoll bekornten Schaufenster besserer Delicateshand- lungen kennen lernt. Das Riebigeier- suchen selbst hat seine eigenartigen Reize. Die ersten dieser Frühlings- boten, die sogenannten „Märzliebige“, treffen bereits in der ersten Hälfte des Lenzmonats ein. Nach kurzer Pa- rangszeit beginnen sie den Bau ihres einfachen Nestes: ein flaches Erbloch, ausgelegt mit Stroh- oder Grasbal- men. Ende März liegen schon vier birnenförmige Eier darin, die auf schmutzig-olivengrünem Grunde schwarze Punkte und Striche zeigen. „Märzliebige“ waren es auch, die all- jährlich den „Getreuen von Jever“ 101 Riebigeier als Geburtstagsge- schenk für den Altreichstanzler liefer- ten. Mit Frühlingsanfang erscheint der Hauptschwarm der Riebig, deren Gelege in den ersten Apriltagen die üblichen vier Eier aufweist. Das Rie- bigeiersuchen ist äußerst schwierig, da das Männchen auf einem erhöhten Plage beständig Wache hält, wenn „sie“ auf den Eiern sitzt. Raht der Brutstätte Gefahr, dann erhebt sich das beschuppte Familienoberhaupt, warnend „kwiit, kwiit!“ schreiend, in die Luft, und kaum wahrnehmbar fliegt das unbedachte Weibchen et- wa 100 Meter von den Eiern fort. Minuter stellt sich der alte Riebig lahm und läuft am Boden eine kurze Strecke hin, um den Sammler zu täuschen und von der Brutstätte ab- zulenken. Die Riebigester finden sich meist an den höhergelegenen trocknen Stellen der feuchten Wiesen und auf den „tiefen“ Weizen-, Alee- und Wackelfeldern.